

Nr. 77. Bromberg, den 29. April 1926.

Die gläserne Welt.

Roman von Otfried v. Hanstein.

(7. Fortsetzung.)

Der Kommerzienrat tritt ein.

„Sie da, lieber Doktor. Entschuldigen Sie, daß ich Sie warten ließ.“

„Aber bitte, durchaus nicht, ich will gar nicht stören. Ich hatte Ihnen vor einiger Zeit ein Patent angeboten. Sie haben es abgelehnt, und ich will nur bitten, mir die Akten zurückzugeben.“

„Verzeihen Sie, daß es versäumt wurde. Soll ich es senden?“

„Darf ich vielleicht warten? Ich sitze hier und lese ruhig meine Zeitung und Sie lassen sich gar nicht stören und arbeiten weiter.“

Der Kommerzienrat ist erfreut, daß der Doktor ihn gar nicht aufhält, und gibt Befehl, die Akten herauszusuchen. Severin Magnus sieht nach der Uhr. Zwei Minuten vor eins. Die zwei Minuten wird es ja sicher dauern, bis das ihm vollkommen gleichgültige Schriftstück gefunden ist. Er nimmt seine Zeitung und tut, als lese er in derselben. Der Kommerzienrat sitzt am Schreibtisch, die Arbeit will nicht vorwärts gehen. Daß die Gedanken doch immer wieder abirren zu den Sorgen!

Eine Minute nach ein Uhr schrillt das Tischtelephon.

„Herr Kommerzienrat werden drahtlos gewünscht. Funkspruch vom Dampfer „Normannia“, zurzeit Mittelländisches Meer.“

Er nimmt den Hörer.

„Hier Kommerzienrat Hölderlin.“

Doktor Magnus sieht immer noch in seine Zeitung, aber das Blut steigt ihm in die Wangen. Mit aller Energie konzentriert er seine Gedanken. Der Kommerzienrat lauscht in den Apparat. Er gibt Zwischenrufe.

„Sie waren bei der Errichtung drahtloser Station in Palau? Sie sind Ingenieur? — Der Sohn Robert Gerlachs? —“

Der Kommerzienrat überlegt. Severin Magnus sitzt mit gesenktem Haupt, scharf nachdenkend da. Sein Gesicht ist von der Zeitung vollkommen verborgen. Der Kommerzienrat achtet gar nicht auf ihn. Er ruft in das Telephon:

„Gut, kommen Sie von Bremerhaven sofort nach Berlin. Sie können bei uns eintreten. Gehalt nach Tarif.“

Er notiert sich den Namen Ulrich Gerlach und legt den Hörer zurück. Dann lacht er auf.

„So etwas soll der Mensch glauben!“

Doktor Magnus fährt empor. Er war anscheinend ganz in die Zeitung vertieft.

„Wie belieben, Herr Kommerzienrat?“

„Da meldet sich eben im Funkspruch von einem Schiff aus, das augenblicklich noch im Mittelländischen Meer schwimmt, ein junger Ingenieur und bewirbt sich um eine Stellung. Das nenne ich modern.“

„Der Funkentelegraphist bewirbt sich durch Funkentelegraphie und ich weiß nicht, wie das kommt, ich habe den Mann nie gesehen. Habe wohl von seinem Vater einmal gehört, und wie ich ihn sprechen höre, ist mir der Mensch sympathisch. Irgend etwas in mir sagt: Engagiere den jungen Menschen und richtig, ich tue es. Habe ihn engagiert, einfach durch Funkspruch. Na, schlimm ist's ja nicht. Hoffentlich ist er tüchtig.“

Ein Bote tritt ein. Hier ist das Dokument für Herrn Doktor Magnus.“

„Darf ich bitten, Herr Doktor. Es tut mir ja außerordentlich leid, daß wir keine Verwendung hatten.“

Severin lächelt verbindlich.

„Aber bitte, Herr Kommerzienrat. Übrigens stecke ich jetzt in ganz anderen Arbeiten. Darf ich bitten, mich den verehrten Damen zu empfehlen.“

Sie sind alle beide zufrieden. Der Kommerzienrat, weil der Doktor so rasch wieder ging und durchaus nichts von ihm wollte —, und er hatte schon geglaubt, wieder irgendeine Phantasterei mit anhören zu müssen. Der Doktor, weil wieder einmal alles gelang.

Ulrich ist pünktlich gewesen. Genau zu der ihm drahtlich befohlenen Stunde hat er den Kommerzienrat durch den Funkspruch angerufen und sich um die Stellung beworben. Sicher wäre er abgelehnt worden, hätte nicht Severin selbst hinter seiner Zeitung durch die Energie seines Denkens des Kommerzienrats Gedanken beeinflußt. Daß er als Zugabe, noch ehe der Funkspruch kam, des Kommerzienrats schwer besorgte Gedanken las und so seine Meinung über die finanziellen Schwierigkeiten der Hölderlinwerke bestätigt sah, ist nicht zu verachten.

*

Herr Eugen Zippert, der Prokurist der Hölderlinwerke, tritt in das Arbeitszimmer seines Chefs.

„Nehmen Sie Platz, lieber Zippert.“

Der Prokurist sitzt auf demselben Stuhl, auf dem vorher Doktor Severin Magnus gesessen. Beide verharren einen Augenblick schweigend. Der Kommerzienrat überlegt, wie weit er den alten Prokuristen in seine Sorgen einweihen soll und plötzlich sagt dieser:

„Herr Kommerzienrat, Sie haben recht, wir müssen unbedingt in der Generalversammlung die sofortige Bewilligung neuer Aktien beantragen.“

Der Kommerzienrat staunt ihn an.

„Ja, Zippert, habe ich Ihnen denn das schon gesagt?“

Zippert erschrickt.

„Mir war doch, als ob Sie mir eben davon sprachen.“

Der Kommerzienrat schüttelt den Kopf.

„Ich glaube doch, ich habe noch gar nichts gesagt. Gleichviel, Sie haben meine Gedanken erraten. Nein, nein, ich bin etwas nervös, aber Sie brauchen um mich keine Angst zu haben.“

„Herr Kommerzienrat —.“

Der Prokurist erschrickt, wie kann denn der Kommerzienrat wissen, daß er in diesem Augenblick gedacht hat, sein Chef sei nervös überreizt. Diesmal ist Hölderlin wieder in tiefes Sinnen versunken und beide sitzen sich stumm gegenüber. Eine geraume Zeit. Dann steht der Prokurist auf.

„Jawohl, Herr Kommerzienrat. Wenn Sie den Leuten das in dieser Weise auseinandersetzen, dann dringen wir mit Sicherheit durch.“

Auch der Kommerzienrat ist aufgestanden. Ein Zug des Entsetzens liegt auf seinem Gesicht.

„Was meinen Sie, Zippert?“

„Nun, wie Sie eben bemerkten, daß all dies nur Kinderkrankheiten seien, daß die Aktionäre Opfer bringen müßten, daß unser bevorstehender Abschluß mit der Neuyorker Funkzentrale —“

Hölderlin unterbricht:

„Herr Zippert, woher wissen Sie das? Ich habe doch noch kein Wort gesprochen, ich habe doch nur darüber nachgedacht.“

„Ich hörte doch ganz deutlich.“

Sie liefen beide im Zimmer auf und nieder. Aber ihre Nerven beruhigten sich. Nun waren ja die ihnen unbe-

kannten Kontakte, die noch immer in den Falten des Stuhlsitzes staken, nicht mehr mit ihren Körpern in Kontakt. Nun lasen sie nicht mehr, ohne daß sie es mußten, einander in den Gedanken.

Um zwei Uhr verläßt der Kommerzienrat sein Bureau. Es ist Mittagspause. Wenige Minuten später kommt Doktor Magnus. Nur der Portier steht unten in der Tür.

„Sie verzeihen, ich habe oben im Sprechzimmer des Herrn Kommerzienrats eine Handtasche liegen gelassen, ich will sie schnell holen."

Der Portier kennt Doktor Severin Magnus. Er hat ihn oft, als sie noch intimer verkehrten, und als die Verhandlungen wegen des Patents schwebten, in des Chefs Gesellschaft gesehen. Zudem drückt ihm der Doktor einen Geldschein in die Hand.

„Soll ich Ihnen die Tasche holen, Herr Doktor?"

„Ich laufe gleich selbst hinauf. Ist das Zimmer offen? Sie kennen die Tasche ja doch nicht."

„Der Herr Kommerzienrat läßt den Schlüssel gewöhnlich stecken."

Severin Magnus eilt die Treppe empor und tritt in das Zimmer. Der Schlüssel steckt wirklich. Warum auch nicht. Alle Papiere sind in den Schränken verschlossen und er sieht, daß seinen Apparat noch niemand bemerkte. Schnell birgt er Draht und Instrumente in der kleinen schwarzen Tasche, die er vorher mit Absicht unter seinem Stuhl liegen ließ. Dann geht er hinunter und zeigt die Tasche dem Portier.

„Sehen Sie zu Ihrer Beruhigung mein Monogramm auf der Tasche. Doktor S. M., damit Sie nicht denken, ich habe etwas Falsches genommen."

„Aber Herr Doktor —"

Nun erst fährt Severin Magnus befriedigt nach Haus.

*

Die „Normannia" ist mit der Flut hereingekommen und in Bremerhaven am Pier festgemacht. In großen Strömen eilt die Menge der Passagiere von Bord, während die Stewards die Koffer herunterschleppen und die Schiffskapelle den Abschiedsmarsch spielt.

Doktor Magnus steht unter den Wartenden und beobachtet die ankommenden Fremden.

Fast zuletzt, sich bescheiden zurückhaltend, kommt ein junger Mann über die Brücke.

Severin erkannte ihn augenblicklich. Er hätte ihn unter Tausenden erkannt, wenn auch der schwarze Anzug und der Trauerflor um Arm und Hut nicht gewesen wären. Eine zierliche, fast knabenhafte Gestalt. Ein noch von überstandener Krankheit schmales Gesicht mit blauen, treuherzigen Augen und umrahmt von schlichtem, blondem Haar. Ein bildhübscher junger Mann, nur fast ein wenig mädchenhaft zart ist Ulrich Gerlach.

Severin Magnus tritt auf ihn zu.

„Ulrich Gerlach?"

„Herr Doktor Magnus?"

Der Arzt lächelt.

„Nein, Onkel Severin. Komm, lieber Junge. Ich habe uns Zimmer hier im Hotel bestellt. Wir haben uns sicher heut viel zu erzählen. Du mußt mir von deiner lieben Mutter berichten und wie es ihr gegangen in all den vielen Jahren. Und du mußt dich daran gewöhnen, daß ich dir von nun an ein zweiter Vater sein will. Wir fahren dann morgen nach Berlin."

Der dreiundzwanzigjährige Ulrich Gerlach ist erstaunt. Anders hat ihm die Mutter diesen Mann geschildert, der ihm jetzt beide Hände entgegenstreckt. Weniger herzlich hatte er sich den Empfang vorgestellt und doch, er kann es sich selbst nicht sagen, warum, er empfindet eine unwillkürliche Abneigung gegen diesen großen, hageren, schwarzhaarigen Mann mit den energischen Zügen, die eine tiefe Falte um seine Mundwinkel legen. Schüchtern nur wagt er es, diese Hand zu erfassen, die die seinige mit festem Druck umspannt.

„Ich danke dir — Onkel Severin."

Er fühlt, daß es ihm lieber wäre, wenn der Mann dort ihn nicht empfangen hätte, daß er lieber hier allein sich ein Unterkommen gesucht — und doch — jetzt, wo er diese Fülle von Menschen sieht, diese herandrängenden Hotelportiers, das Schreien und Rufen der Dienstleute, das herumlungernde Gesindel, da fühlt er sich, der sich seit frühester Kindheit auf der einsamen Palau-Insel befanden und der nur ein einziges Mal während der wenigen Stunden, die er dort verbrachte, in Yokohama den Hauch einer Weltstadt verspürte, beengt und beklommen in diesem Gewühl. Schweigend schreitet Dr. Magnus an seiner Seite. Mit Absicht läßt er ihn etwas von sich entfernt gehen und beobachtet ihn. Er sieht das Ängstliche, Verlegene in seiner ganzen Art. Dann kommen sie in den modernen Prunkbau des Hotels. In der ersten Etage hat Dr. Magnus drei Zimmer bestellt. Einen gemeinsamen Salon und zwei Schlafkabinetts zur Rechten und Linken. Er hat seinen Grund, dem jungen Gerlach gegenüber als reicher Mann aufzutreten.

Sie speisen unten im großen Saal unter den Gästen, die auf den Extrazug warten, da die Flut das Schiff einige Stunden zu früh brachte. Wohl sieht Severin Magnus, wie Ulrich Gerlach ihn mit staunenden und zugleich fast besorgten Blicken anschaut.

„Prosit, mein Junge. Dein Wohl! Und auf viel Glück in der Heimat!"

Nachdem sie gegessen, sitzen sie oben im Zimmer.

„Ich habe gehört, du hast bereits eine Stellung in den Hölderlinwerken."

Jetzt faßte sich Ulrich Gerlach ein Herz.

„War es nicht unrecht, Onkel, daß ich sagte, ich sei Ingenieur? Ich war doch immer auf der Insel Baobeltaop und habe nie ein Examen gemacht."

„Kannst du etwas?"

Der junge Mann sah ihn freimütig an.

„Ja, Onkel, ich habe bei Vater gelernt und war seine rechte Hand."

„Dann ist's gut. Deine Papiere sind beim Schiffbruch verloren gegangen. Wer wird danach fragen?! Die Hauptsache ist's, du stehst deinen Mann."

Ulrich wagt nicht zu widersprechen, obgleich es ihm nicht behagt, daß er mit einer Lüge seine Stellung antreten soll.

Es ist Abend geworden, und er ist müde. Viel hat er erzählt an diesem Abend. Von der unermüdlichen Arbeit seines Vaters, der ganz in seinem Werke aufging. Von der blassen sanften Mutter, die immer so still war, als trüge sie einen heimlichen Kummer in ihrem Herzen, und von dem Tage, an dem der Vater mit dem Palau-Boot zum Fischfang hinausfuhr auf das Meer und niemehr zurückkam. Weder er, noch das Boot, so daß sie von seinem Tod überzeugt waren. Und dann von der traurigen Heimfahrt, von dem furchtbaren Taifun und dem Tod der Mutter.

Severin Magnus hat nur wenig gesprochen und jetzt steht er auf.

„Gute Nacht, mein Junge, schlaf dich aus. Morgen früh fahren wir im Auto nach Berlin und du stellst dich deinem neuen Chef vor."

Ulrich liegt wach in seinem Bett. Viel geht ihm durch den Sinn. Er denkt an den Vater, diesen fleißigen, etwas jähzornigen, gutmütigen Mann und er denkt an die Mutter.

Wohl hat er so manches geahnt und noch mehr hat die Mutter ihm auf der Heimfahrt erzählt, ehe der Taifun kam. Das also war der Mann, den seine Mutter geliebt hatte, so geliebt, daß sie niemals den Weg zu seinem Vater gefunden! Denn schon der Knabe hatte es geahnt, daß etwas Fremdes stand zwischen seinen Eltern, hatte in den Augen der sanften Mutter ein Aufleuchten gesehen bei dem Gedanken, daß sie nun frei war und zurückfahren durfte zu dem Freund ihrer Jugend — hätte ihr gezürnt, der zarten, blassen Mutter, wenn sie nicht so voller Liebe gewesen wäre, so voller Sehnsucht. Jetzt aber verstand er sie nicht.

Oder war Magnus ein ganz anderer geworden in den zwanzig Jahren, in denen die beiden einander nicht gesehen hatten?

Wie würde dieser Severin Magnus mit dem energischen, von Leidenschaften durchglühten Gesicht seiner Mutter gefallen haben?

Ulrich Gerlach schläft ein.

Doktor Magnus hat eine gute Zeit im Nebenzimmer gewartet. Jetzt geht er leise hinüber. Er beugt sich über den Schlafenden und belauscht seinen Atem, der tief und ruhig die Brust hebt. Er geht wieder zurück und bringt einen kleinen Mahagonikasten herbei. Denselben Kasten mit Akkumulator und Kathodenröhren, den er von des ermordeten John Henry Wisley Lager genommen. Er stellt ihn neben das Bett und schiebt mit leiser Hand eine der beiden kleinen Membrandosen unter den Rücken des tiefschlafenden Jünglings, die andere mit dem Kopfbogen legt er sich selbst um das Haupt. Er hat das Licht verlöscht und es ist vollkommen dunkel im Zimmer. Selbst wenn Ulrich Gerlach jetzt aufwachte, würde es dem Doktor ein Leichtes sein, schnell den Apparat zu verbergen. Aber der Jüngling schläft, und lange, lange sitzt Doktor Severin Magnus auf dem Stuhl neben seinem Bett und denkt nach. Denkt scharf und was er denkt, überträgt sich durch die Schwingungen der leisen Wellen auf das Gehirn des Schlafenden. Morgen wird er glauben, geträumt zu haben, aber haften wird es in ihm, ohne daß er ahnt, warum und wieso es geschehen.

(Fortsetzung folgt.)

El diable.

Eine Tragikomödie im Urwald.

Von Fritz Strantz-München.

Mein Freund Leo, der Abenteurer, hat mir die Geschichte erzählt:

Hoch oben im nördlichen Zipfel Boliviens liegt die „Stadt" Riberalta. Der letzte leise verwehende Gruß der Kultur, die sanft verklingende Erinnerung an die Zivilisation. Eine halbe Stunde davon entfernt beginnt der Urwald, das geheimnisvolle Reich der großen Flüsse, die schauerschwere Einsamkeit des unerforschten Gebietes, wo man nichts mehr braucht, als zwei scharfe Augen und eine gute Büchse.

Ich war vor kurzem von einem mehrtägigen Jagdausflug in der Umgebung heimgekehrt und rüstete mich zu einem Abenteuererzug ins Innere. Mein Gastgeber war ein Bolivianer, der an den Ufern des Beni ausgedehnte Gummiwälder besaß, in denen seine Lohnsklaven für ihn arbeiteten. Eines Tages um die Mittagszeit erscheint ein Gummipicker und will den Patron sprechen.

„Was willst du?"

„O Sennor! — El tigre!"

Der Bolivianer bezeichnet mit diesem Ausdruck den Jaguar. Den eigentlichen Tiger gibt es in Bolivien nicht.

„Was ist mit dem Tiger?"

„Er hat mir alle Schweine gestohlen und alle Hühner. Ich möchte einen anderen Platz im Wald."

„Unsinn! Schieß ihn doch tot! Du hast ja ein ausgezeichnetes Gewehr."

„Er kommt immer, wenn ich fort bin."

„Dann bleib zu Hause und warte auf ihn."

„Si, si Sennor, aber meine Munition ist alt."

Der Patron verschwindet hinter einem Vorhang und kehrt mit ein paar Schachteln zurück: „Da hast du Pulver und Blei. Und nun kannst du wieder heimgehen."

Don Angelo zieht einen Baststrick aus der Tasche seines einzigen Kleidungsstückes, das vor Jahren unstreitig einmal eine Hose gewesen ist, bindet die Schachteln zusammen und bricht unverzüglich auf. Der Weg nach seiner Hütte ist ziemlich weit. Zwei ganze Tagereisen. Eine Viertelstunde später ist der Vorfall vergessen. Bis am Abend des fünften Tages der Gummipacker urplötzlich wieder wie ein deus ex machina in unsere beschauliche Unterhaltung hineinplatzt. Betrübliches hat sich ereignet. Der Jaguar hat sich am hellichten Tage Don Angelos Sprößling aus der Hängematte herausgeholt. Kurz vor seiner Rückkehr aus Riberalta. Der geschädigte Vater ergeht sich in einer Flut von Schimpfworten über diesen Teufel von einem Tiger, der in gröblichster Weise sein Familienleben stört, und fordert die Anweisung eines anderen Abschnittes. Er will auf die andere Seite des Flusses. Da ist ohnedies eine Hütte frei geworden, weil Don Pantscho eben an einem Schlangenbiß gestorben wäre.

Der Patron erklärt sich mit dem Vorschlag einverstanden und entläßt unter wohlwollendem Kopfnicken den Bittsteller, wobei er es nicht versäumt, dem tüchtigen Don Angelo die Ergänzung des Ausfalles ans Herz zu legen. Der versichert sein Möglichstes zu tun und zieht befriedigt ab.

Der Europäer steht solchen Verhältnissen fassungslos gegenüber und hält sie für eine ins Groteske gesteigerte Übertreibung. Es handelt sich indes hier um zahme Indianer, sogenannte Indios, um Menschen, die, in ihrer Urwaldheimat aufgestöbert, allmählich die neu entstandenen Ansiedlungen und ihre Bewohner kennen lernten und schließlich von diesen notdürftig in die für ein Zusammenleben unerläßlichen Formen gepreßt wurden. Aber in ihrem Blute, gleichsam als letztes Erbstück ihres versunkenen Stammes, liegt unauslöschlich jene beispiellose Erhabenheit über unabänderliches Geschehen, wie sie nur den freien Söhnen der Wildnis eigen ist. Tagtäglich umdroht von erbarmungslosen Gewalten einer ungebändigten Natur, sind sie aufs innigste vertraut mit dem Geheimnis von Leben und Tod und beugen sich der unbewußten Erkenntnis mit einer Größe, die wir niemals begreifen. Ich habe während meines Aufenthaltes in Bolivien unter zahmen und wilden Indianern und schließlich drei Monate unter bisher unentdeckten Kannibalen gelebt — aber ich habe nie eine Äußerung des Schmerzes gehört, nie eine Frau weinen gesehen. Zu diesem Schlag gehört Don Angelo.

Nach acht Tagen kommt er wieder als Nachspeise zu unserem Abendessen angepilgert. Erstaunt mustert ihn der Patron. „Caracho, was willst du schon wieder?"

„Oh Sennor! — El Diable! Er ist mitgezogen."

„Du bist verrückt. Hast du ihn denn gesehen?"

„No, Sennor. — Aber er hat meine Frau gefressen."

„Caramba! Deine Frau? — Du bekommst eine neue. Eine ganz junge. Aber nun schieß den Tiger endlich tot. Wenn du ihn hast, kannst du wiederkommen und deine neue Frau abholen."

Auf seinem Heimmarsch hatte Don Angelo diesmal Begleitung, nämlich mich und meine englische, kurze Jagdflinte, die Rifle, und war selig darüber. —

— — Tief im Urwald, unweit dem Beni, liegt Don Angelos' Hütte. Eine elende, in landesüblichem Stil verfertigte Baracke aus dünnen Bambusstäben mit einem Dach von gedrehten Palmblättern. Unter dem hochliegenden rostartigen Fußboden schwelen glühende Stämme, deren beizender Rauch in langen Schwaden den einzigen Raum der Behausung durchwogt. Eine Schutzmaßnahme gegen die fürchterlichsten Peiniger, die Moskitos. Ein kleiner Platz um die Hütte ist gerodet und festgetrampelt und das hängende Schlingwerk teilweise von den Bäumen entfernt. Die Aussicht nach allen Seiten ist durch Lianen, Gestrüpp, Stauden, Blätter und hochragende Riesenfarren gesperrt.

Im Morgengrauen hat Don Angelo vor dem Hütteneingang ein junges Wildschwein angebunden. Seit dieser Stunde liegen wir im Gebüsch versteckt mit zehn Schritt Abstand voneinander auf der Lauer. Mein Jagdgefährte hat mir die Rifle abgebettelt, weil er eben zu gerne persönlich Abrechnung mit dem „Teufel" halten möchte und mir sein eigenes, „ausgezeichnetes" Gewehr in die Hand gedrückt. Leider ist es jedoch noch viel gefährlicher, als der Jaguar selbst, und ich werde nur in höchster Not, in selbstmörderischer Absicht von ihm Gebrauch machen. Immerhin hat es einen Wert als Museumsstück. Der blechdünne Lauf dieses Vorderladers weist Löcher in der Größe eines Fingernagels auf, die der Rost hineingefressen hat und ist an seinem Ende ausgezackt. Die Ladung besteht aus Blei, Nägeln und ähnlichen harten Gegenständen. Wie gesagt: nur in höchster Not.

Eine gläsern-grüne Dämmerung hält mich umfangen, die etwas seltsam Starres an sich hat und einem das Gefühl aufzwingt, daß hier die Zeit still steht in ihrem Lauf. Aber die Sonne muß schon in den Mittag hineingewandert sein. Der Urwald brütet eine fürchterliche Hitze aus, die einem den Schweiß aus allen Poren treibt und den Atem benimmt. Nichts regt sich, kein Laut wird wach. Nur manchmal flattert der ferne Ruf eines Arara auf und macht die Stille noch schwerer. Ich fange leise zu dämpfen an, wie das Fleisch im Tiegel. Jetzt könnte wahrhaftig der „Teufel" endlich kommen! Er denkt nicht daran. Immer schwerer werden meine Lider, immer häufiger sinkt mein Kopf vornüber, verschwommene Bilder blühen im Hirn auf — und dann bin ich wohl eingenickt.

Das Knacken eines Astes läßt mich erschreckt auffahren. Mit allen Anzeichen der Angst rennt das angebundene Wildschwein planlos hin und her. Don Angelo schleicht hinter mir vorbei. Ich richte mich auf, ihm zu folgen, aber er bedeutet mir durch eine Handbewegung zu bleiben, kriecht aus dem Gebüsch und schiebt sich wie eine Schlange über den Boden an einen dicken Baum heran. Sekunden verstreichen. Atemlos spähe ich nach allen Seiten, suche den Rand des Urwaldes vor mir ab, bohre meinen Blick in Strauchwerk und Lianengewölk — nichts! — Da! — Seitlich des Hauses zuckt eine Bewegung auf — ein Ast zittert — die langen Wedel der Farren schwanken. Und jetzt teilt sich die wirre Blätterwand, schwarz-gelbe Flecken vermischen sich mit dem Grün, der Jaguar tritt auf den Plan. Lautlos, lässig den Schweif nachschleifend, schreitet er bis in die Höhe der Hütte. Dann hält er inne, hebt langsam den mächtigen Schädel und steht wie aus Stein gemeißelt. Hinreißend in seiner Pracht, der Schrecken aller Tiere, der König des Urwaldes. Ein wunderbares Ziel für Don Angelo, von dem ihn keine zehn Schritte mehr trennen. Aber der Mensch schießt nicht. Ich sehe ihn auch nicht mehr, er hat seinen Platz verlassen, ist ausgerissen oder plötzlich verrückt geworden, ich weiß es nicht. Ich kann unmöglich auf diese Entfernung mit meiner Donnerbüchse schießen, das wäre Wahnsinn. Eiskalt läuft es mir über den Rücken. Mit einem Male duckt sich der Jaguar, blitzschnell straffen sich seine Muskeln, und schießt wie ein Pfeil durch die Luft. Kein Zweifel, er springt Don Angelo an. Um aller Heiligen willen, wo steckt der Kerl bloß! Polternd schlägt die große Katze auf den Boden, spannt die Muskeln zum zweiten und letzten Sprung gegen ihr Opfer — da zerreißt ein wilder Schrei die Stille: „Diable! Diable!" Mit hochgeschwungener Rifle stürzt Don Angelo wie ein Besessener auf den Jaguar los und läßt den Kolben auf dessen Schädel niedersausen, daß es nur so kracht. Ich bin selber wie vor den Kopf geschlagen und laufe schnell an die Bestie heran, um ihr aus nächster Nähe im Bedarfsfalle den Todesschuß zu geben. Es ist nicht mehr nötig.

Don Angelo hält den Lauf der Rifle in der Hand — der Kolben hat dran glauben müssen — und macht ein verdutztes, schuldbewußtes Gesicht: „Oh Sennor! Verzeih! Die schöne Flinte!"

„Ja warum hast du denn nicht geschossen, du Gürteltier?"

„Geschossen? — Caramba, Don Leon, ich habe es mir überlegt. Die Flinte war viel zu klein für den großen

Teufel. Er wäre ausgekommen, er wäre mir ganz sicher wieder ausgekommen. Da habe ich ihn lieber erschlagen. Aber jetzt ist er ganz gewiß tot, und ich kann mir meine neue Frau holen. Caracho, Don Leon, er war ein Teufel!"

Wenn man Katarrh hat!

Ein sehr zeitgemäßer Stoßseufzer.

Von J. Bock.

(Nachdruck verboten.)

Ich hatte einen Frühjahrskatarrh. Natürlich auch Husten. Beides gräßlich, aber leider zeitgemäß. Insbesondere der Husten war scheußlich! Überfällt einen immer dann, wenn es am peinlichsten ist: im Theater, im Konzert, bei einer Konferenz, am Telephon, in der Elektrischen. Ich weiß schon: mit Husten geht man eben weder ins Theater, noch ins Konzert, noch fährt man mit der Straßenbahn! Man — vielleicht nicht, ich schon! Und warum? Das ist es ja eben! Man erregt natürlich öffentlichen Unwillen, gelegentlich auch Mitleid — das heißt Mitleid? Damit ist es jetzt auch so eine Sache: die einen finden das Leben greulich, werfen es weg wie so einen alten Handschuh, die andern dagegen haben es schätzen und lieben — also darum zittern gelernt! Darum sehen sie in jedem armen Hustenden eine öffentliche Gefahr, die sie durch gute Ratschläge unschädlich machen wollen, das heißt dann Interesse und Mitleid — na ja!

„Wissen Sie, ausgehen sollten Sie aber mit dem Katarrh wirklich nicht!" sagte mein dicker Kaufmann an der Ecke, der immer ahnungsvoll acht Tage vorher mit den Preisen hinaufschnellt, ehe die allgemeine Erhöhung kommt, „ausgehen — nein! Bitt' Sie, die rauhe Luft jetzt — wie leicht kriegt man die Grippe dazu — oder gar Lungenentzündung — man hört ja jetzt so viel davon! Wozu sich dem aussetzen! Hübsch daheim bleiben, gleichmäßige Temperatur, recht warm halten — in ein paar Tagen sind Sie's los!"

Ich blieb also zu Hause. Es war entsetzlich langweilig, aber — mein Husten war auch am dritten Tage unverändert anhänglich — also ging ich wieder aus. Auf der Treppe begegnete ich unserm Portier, der mir beifällig zunickte, als er mich bellen hörte: „Ganz gut so, nur ausgehen! Nur an die frische Luft! Luft ist das Beste, die vertragen die verdammten Bazillen nicht und so ein Katarrh, das ist ja doch nur eine Infusion, nix weiter! In der frischen Luft vergeht so ein Husten am schnellsten!" Der gute Mann meinte „Infektion und Bazillen" und war ein so leidenschaftlicher Luftfex, daß er in den Gängen und auf der Treppe unweigerlich auch bei noch so arger Kälte die Fenster aufriß, daß man erfrieren konnte. Er hielt das eben für gesund! Aber — ich folgte seinem Rate und ging also aus — und hustete! Und Tante Emma, die immer Rat weiß, meinte in ihrer gewichtigen Weise, an meiner Stelle würde sie abends Wickel machen, drei Aspirin nehmen, einen Liter heiße Limonade trinken — und schwitzen. „Weißt du", meinte sie, „mit Schwitzen hat man so einen Katarrh sofort weg!" Das reizte mich! Ich nahm Wickel — obwohl ich sie hasse, schluckte drei Aspirin, das mir nie gut tut, und trank heiße Limonade — aber auf einen Liter konnte ich's trotz allen guten Willens nicht bringen. Es nutzte auch — ich schwitzte derart, daß ich nach einem Schwimmgürtel stöhnte, denn ich hatte das unfehlbare Gefühl, ertrinken zu müssen. Ich schlief natürlich gar nicht in dieser Nacht, war am andern Tag wie zerschlagen! Aber mein Katarrh — der blieb unverändert! „Rotwein trinken — überhaupt Alkohol! Erst eine Flasche schweren Rotwein, dann noch etwas Kognak — Sie sollen sehen, wie das hilft!" Nun liebe ich Wein gar nicht! Nicht etwa, daß ich Antialkoholikerin aus Prinzip wäre, ich habe, ehrlich gestanden, überhaupt keine Prinzipien — aber — Wein ist mir zu sauer, Bier finde ich bitter — am liebsten ist mir Champagner oder Himbeersaft! Aber Rotwein — na ja! Ich „soff" also so eine halbe Buddel — hatte dann entsetzliche Kopfschmerzen und konnte an Kognak nicht einmal denken! Vielleicht hat mir mein Katarrh diese halben Maßnahmen verübelt — am andern Tage hustete ich noch ärger als bisher!

„Eibischtee mit Kandiszucker", „nein, nur Eibischwurzeln, gemischt mit Weichselstielen" — „das ist unfehlbar!" Onkel und Kousine verteidigten mit Leidenschaft die unfehlbaren Erfolge des einen und andern Mittels.

„Majorantee", sagte meine alte Bedienerin, „etwas Besseres gibt es nicht — oder — am Ende probieren Sie's doch auch mit Lindenblütentee — und dann Himmelbrand — das soll auch gut sein, sagt die Kräutlerin — mein Gott, man kann's ja probieren — wenn's nix nutzt — schaden tut's auch nichts!"

Ich „probierte" also! Ich bin nun einmal kein starker Mensch — ich laß mich beeinflussen! Sogar isländisches Moos habe ich mir gekocht, weil es mir eine Kollegin als „wirkliches Wundermittel" empfohlen hat — also das fand ich ganz scheußlich! Muß wohl eine kollegiale Tücke gewesen sein, daß sie mich dazu verleitet. Ich nahm Kodein — und Dionin — und war am andern Tag taumelig und wirr im Kopf. Ich inhalierte und verbrühte mich mit heißen Dämpfen — mein Katarrh blieb stark und ich wurde schwach! Aber schließlich verschwand er doch allmählich, ohne daß ich sagen könnte, welches von all den „unfehlbaren" Mitteln ihm doch den Garaus gemacht hatte. Jedenfalls weiß ich eins: ich muß im Frühjahr nach Karlsbad, denn ich habe einen total verkorkten Magen von all den Tees und Zeugs, das ich geschluckt! Und noch eins weiß ich bestimmt: wenn ich wieder einen Katarrh kriege, warte ich einfach, wer stärker ist: er oder ich, und tue gar nichts! Absolut nichts! Wenn er der Stärkere ist, meinetwegen! Muß ich daraufgehen, kann man nichts machen, aber drangsalieren von neunundneunzig Wundermitteln lasse ich mich nicht mehr! Den Erfolg haben meine Kuren doch gezeitigt! Am Ende muß man auch damit zufrieden sein — man wird ja so bescheiden!



Bunte Chronik



* **Unbekannte Selbstbildnisse Rembrandts.** In „Art in America" wird über zwei bisher unbekannte Selbstbildnisse Rembrandts berichtet, die dessen Frühzeit angehören. Das eine stellt den Künstler vor der Staffelei dar; es ist das Original eines bereits seit 1912 Rembrandt zugewiesenen, aber in seiner Echtheit nicht unangezweifelten Bildes, das sich jetzt als Kopie herausgestellt hat. Das andere Selbstporträt, ein Brustbild von sonst schon vielfach vertretenem Typus, ist in Ausdruck und Farbe hervorragend signiert und von 1629 datiert; es befindet sich jetzt in der Sammlung Paul M. Warburg in Neuyork.

*

* **Paris wird kleiner.** Das eigentliche Paris zählte bei der kürzlichen Volkszählung 2 833 416 Personen, ein Rückgang von 25 000 gegenüber der letzten Zählung. Der ungeheure Autoverkehr und die Unmöglichkeit, im Innern der Stadt Wohnungen zu finden, dürften den Rückgang verursacht haben.



Rätsel-Ecke



Auflösung des Rätsels aus Nr. 69.

Berichtigung der Kreuzworträtselaufgabe in Nr. 69. Die Ziffer 19 muß in der 7. senkrechten Reihe, und zwar im 8. Felde (von oben) stehen. Die Ziffer 34 ist nur einmal vorhanden und befindet sich in der 8. senkrechten Reihe, im 7. Felde von oben.

Kreuzworträtsel.

1 l	■	5 s	6 a	7 m	■	9 i	10 l	11 l	12 e	13 r	■	18 e
e	■	6 m	a	a	8 s	■	11 e	i	l	e	■	u
1 i	2 o	■	7 s	k	i	■	12 b	a	i	■	17 a	g
2 n	a	3 o	■	8 i	n	■	13 e	s	■	16 b	c	e
3 e	s	r	4 a	■	18 o	h	r	■	15 m	o	h	n
■	4 e	t	a	9 p	p	e	■	14 a	m	a	t	i
19 b	■	■	■	h	e	l	34 g	a	■	■	■	e
20 e	20 l	21 i	22 h	u	■	19 g	a	l	30 a	29 t	28 a	■
21 r	e	b	e	■	23 b	a	r	■	28 b	o	r	27 a
22 n	o	n	■	24 b	e	■	33 a	31 a	■	29 m	a	l
34 i	n	■	25 b	o	n	■	31 g	e	32 r	■	10 k	l
n	■	26 h	o	r	n	■	32 e	r	o	33 s	■	a
i	■	27 m	e	d	o	c	■	33 a	h	a	■	h

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.